

„Verkrüppelt und gezeichnet“

SPiegel-Reporter Jürgen Leinemann über die Stimmungsbrüche in der DDR

Ober das etwa als Errungenschaft der Revolution preisen sollte, daß die DDR-Bürger jetzt auch so „strahlend weiße Hemden“ hätten wie Leute im Westen? Früher, sagt Lothar Reher, waren die sauber, das reichte.

Früher, das war letztes Jahr. Genauer: vor dem 10. November 1989, als der Grafiker und Buchgestalter Reher, 57, im vierten Stock seines grau bröckelnden Mietshauses noch „am Ende der Welt“ wohnte. Nun wohnt er „mitten im Leben“. Denn unter seinem Fenster in der Wolankstraße von Berlin-Pankow rollen jetzt 24 Stunden am Tag Trabis nach Westen, Audis nach Osten und wieder zurück.

Und erst die Fußgänger. Seit die Vopos 50 Meter entfernt die Mauer aufgebrochen haben zum Wedding in West-Berlin, hat er fasziniert vom Fenster aus beobachtet, wie das Loch seine östlichen Landsleute geradezu ansog. „Ein Volk steht auf und geht nach Bilka“ – das ist ein Billig-Kaufhaus im Westen.

Reher, in der Vergangenheit oft geschurigeltes, immer aufsässiges Mitglied der Akademie der Künste von Ost-Berlin, verurteilt seine Landsleute nicht. Er trauert „um det Verpaßte in der Mitte“.

Denn das war die Ausgangsfrage – ob es denn eine solche Mitte überhaupt gebe? Eine eigene DDR-Identität gar, eine kollektive deutsche Seele. Ost?

Denn schließlich sind uns Westfernseher jene Millionen auf der Straße, die den Honecker-Klüngel wegschrien und mit brennenden Kerzen austrieben, ziemlich geschlossen erschienen. Und sie sich selbst („Wir sind das Volk“) in diesen Tagen auch.

„So war det mit der Mauer“, sagt Reher. „Wir schämten uns immer, aber wir waren auch stolz.“ Und nun? „Und nun rutschen wir in det Geld.“

Das scheint auch bei den Oppositionsgruppen in Ost-Berlin ein beherrschender und lähmender Eindruck zu sein. Im „Treibhaus“, dem provisorischen Orga-

nisationszentrum unter dem Fernsehturm am Alexanderplatz, wo es so rummelig alternativ aussieht wie bei der westdeutschen Friedensbewegung vor zehn Jahren, hat sich einer einen holprigen Reim auf die Stimmung gemacht:

„Die Mark holt uns jetzt ständig ein, wir lassen schon das Kämpfen sein, soll dies der Preis des Kämpfens sein?“

Der handgeschriebene grüne Zettel ist mit einer lila Wäscheklammer an einer Schnur befestigt. Darunter ein Tisch mit

Wenn es denn jemals so etwas wie ein „Wir-Gefühl“ gegeben habe, ein Selbstverständnis, das die überwiegende Mehrheit im Lande geeint habe, glaubt Tobias, 22, Student aus Leipzig, dann habe das nur bis zur Öffnung der Mauer gehalten. Jetzt habe jeder erst mal mit sich zu tun, um die „Wechselbäder“ zu verkraften, in die alle geraten sind.

Wochenendlang hat er im Neuen Forum der „Heldenstadt“ gerackert, organisiert und diskutiert – immer unter dem

Druck einer „chinesischen Lösung“. Als dann die Mauer fiel – er erfuhr es erst am nächsten Morgen und wurde kreidebleich –, zog es ihn sofort nach Berlin.

Inzwischen war er in Düsseldorf und Hannover, ist hingerissen und abgestoßen, aufgereizt und ausgepowert zugleich. „Es ist ja ein großes Ding, was wir erreicht haben“, sagt er, „das macht dich manchmal stolz bis zur Anmaßung. Aber wenn du dann in West-Berlin bist, merkst du schnell, du gehörst zu 'ner Art von Leuten, die nicht gefragt sind.“

Die Erschöpfung ist allgemein. Alle politischen Akteure in der DDR – und wer ist das in den vergangenen Wochen eigentlich nicht gewesen? – sind grau und ausgelaugt ins neue Jahr gekommen, gezeichnet von den emotionalen Schockerlebnissen, überrollt von den Ereignissen.

„Volksübertreibung“ hat der Schriftsteller Lutz Rathenow die plötzliche Grenzöffnung genannt. An den Folgen leiden alle, nicht wenige flüchten sich in Krankheit. Stefan, 24, gelernter Dreher, der jetzt als Kellner arbeitet in einem kleinen „Speiserestaurant“ am Prenzlauer Berg, würde am liebsten ein halbes Jahr durchschlafen – nichts sehen, nichts hören, total abschalten. „Und denn ganz neu kicken, wo ich in der Welt bin.“

Andere, die meisten, wollen reden, reden, reden, besonders mit Wessis. Sie sprudeln über von Erzählungen früherer Ängste und Demütigungen, blühen auf



Grafiker Reher: „Ein Volk steht auf – und geht nach Bilka“

der Aufschrift: „Bitte nicht aufstützen, kaputt.“

Wessis, befangen ehrfürchtig, schlendern durch das Aktionszentrum wie durch ein Museum. Reliquien einer Revolution werden besichtigt, mit der sie im Wohnzimmer gefiebert haben: Fotos, Spruchbänder, vergilbte Aufrufe, Flugblätter.

Der aktuelle Trotz muß sich schon durch eine angestaubte Patina hindurchkämpfen: „Lieber rote Rüben als Kohl von drüben“ und „Bleibe im Lande und ändere es täglich“. Im Trend liegen solche Parolen derzeit nicht.

bei Berichten von Begegnungen mit wildfremden Landsleuten von drüben. Und immer wieder zeigen sie Bilder oder spielen Bänder ab von jenen glorreichen Tagen der Revolution. „Die wertvollste Bewegung ist der aufrechte Gang“ – mit leuchtenden Augen hört der Schauspiellehrer Rolf, 49 – wer weiß zum wievielten Mal –, diesen vom Beifall umtosten Satz einer Tänzerin aus Dresden. Er kennt sie gut, ist stolz auf sie und sich.

Plötzlich ist die Welt voller neuer Möglichkeiten. Vielleicht kann Tobias eine Weile im Westen studieren? Wolfgang, 42, ehemaliger Krankenpfleger, sieht die Chance, für eine westdeutsche Organisation im Osten ein medizinisches Projekt aufzubauen.

Pläne, Träume – Nöte. Wer braucht jetzt noch Übersetzer für bulgarische Literatur? Wer will noch Staatsbürgerkunde unterrichten? Die Lehrerin Karin, 35, will ihren einstigen Traumberuf aufgeben: „Det ist jetzt allet Schnulli.“

Verzweiflung und Wut, Angst und Ratlosigkeit haben in diesen Tagen die Euphorie der Wende überlagert. Zornig und gedemütigt kommt der Kranführer Horst von einem Besuch aus West-Berlin zurück. Einen halben Tag ist er rumgelaufen in Steglitz – „extra nicht am Kurfürstendamm, damit es nicht zu schlimm wird“ –, hat in die Schaufenster gestarrt und den Menschen ins Gesicht, immer aufgeregter, immer einsamer. In der Tasche hatte er kein Westgeld, aber eine Blechkanne mit warmem Tee und vier Stullen. „Die hab' ick nich' essen mögen. Wo denn auch? Die Leute hätten mich doch für einen Penner gehalten.“

Horst fühlt sich, wie viele Bürger der DDR, als Deutscher zweiter Klasse, als doofer Marschierer jenes „Strafbataillons DDR, das durch die Weltgeschichte hinkt“, wie es Stadtjugendpfarrer Wolfgang Hülsemann grimmig ausdrückt.

„Alle gesellschaftlichen Kräfte bei uns sind in ihrer Selbstdefinition auf den Westen fixiert“, sagt Ludwig Mehlhorn, Mitbegründer der Bürgerbewegung „Demokratie jetzt“. Vor dem Fall der Mauer wuchs daraus für einen Augenblick kollektive Kraft – Identität ist ja kein Zustand, sondern ein Prozeß der Selbstanerkennung. Jetzt macht jeder seine Erfahrungen wieder für sich allein, reagiert auf seine eigene persönliche Art. Viele fallen zurück in eine ohnmächtige Sprachlosigkeit. Aus Stolz wird wieder Trotz gegen dieses verdammte Gefühl, „immer nur die kleinen Brüderlein und Schwesterlein“ (Hülsemann) sein zu sollen.

Deutlicher denn je scheint den Menschen in der DDR inzwischen bewußt, daß sie „das Eigene“ (Christa Wolf) nur negativ haben empfinden können, in der Abgrenzung und im Widerstand. Und



DDR-Besucher im Westen: „Die Mark holt uns ein“

das gleich doppelt: gegen die „Großkotze“ im Westen und gegen ihre eigenen „Obermotze“ in Wandlitz.

Wie sehr auch der Widerstand gegen Erich Honecker und seine SED-Clique Einvernehmen gestiftet hat, kriegen derzeit Ulrich Mühe – Star-Schauspieler des Deutschen Theaters in Berlin-Ost – und seine Kollegen allabendlich zu spüren. „Noch nie“, sagt Mühe, „war Theater spielen so schwierig. Der Konsens ist hin.“

Vorbei die Zeit, da ein paar mimische Anspielungen Solidarität stifteten und Entlastung boten. Ulrich Mühe trauert den Tagen nach, als er – um zu signalisieren, daß er mit irgend etwas nicht einverstanden war – „nur zwei, drei Mauersteine auf die Bühne legen mußte, um dann drüberzusteigen“; als jeder wußte, „wer der Alba war“, gegen den er als „Egmont“ Freiheit einforderte. Mühe: „Alle Stücke waren gegen *einen* Feind inszeniert.“

Wiewohl Betroffene sagen, daß die tatsächliche Gefährdung in den letzten Jahren vergleichsweise gering gewesen sei, hatte es doch Bekenntnischarakter, solche Gesten zu wagen oder darauf zu reagieren, ähnlich wie die allabendliche Emigration im eigenen Wohnzimmer mittels Westfernsehen. Ansonsten verlief das Verhältnis des Volkes der DDR zu denen, die in seinem Namen zu sprechen vorgaben, nahezu ohne eigene Worte. Entmündigte reden mit ihrem Körper – sie fliehen oder wenden sich ab. „Zur abstrakten DDR konnte man keine Beziehung aufbauen“, sagt der Student Tobias.

Als „doppelte Sprachlosigkeit“ hat der junge Lyriker und Essayist Rainer

Schedlinski dieses aggressions- und furchtgeladene Schweigen beschrieben. Hier die DDR, „eine Fiktion“, deren eigentlicher versteckter Existenzsinn das westliche Deutschland ist. Sie verlaubbarte sich in leeren Formeln. Dort ihre Bürger – durch Westmedien zum Schweigen verurteilt, weil die „dem Denken die Sprache entziehen, indem sie ihm die Worte stets vorwegnehmen“.

Identität konnte so zwar ideologisch behauptet werden, glaubt der Autor, sie konnte aber nur „unvollständig, stiefmütterlich, abstrakt und fiktiv sein“.

Mit Worten war diesem Zustand längst nicht mehr beizukommen. Doch im Oktober nahm der Konflikt auf der Straße Gestalt an – im Wortsinne. Gereizt durch die physische Präsenz der verhaßten Führung, die sich provozierend ausstellte zum 40. Jubel-Ritual des Geburtstages der Republik, reagierte das Volk mit massenhafter Gegenpräsenz. Die schiere Menge sprach für sich, erzwang den Rücktritt und fand dafür auch den witzigen symbolträchtigen Nenner: „Vorschlag für den 1. Mai, die Führung zieht am Volk vorbei.“

Seit aber die verhaßten Spitzenpolitiker verschwunden und die Grenzen offen waren, gestattete die Deutsche Demokratische Republik – obschon noch SED-regiert – ihren Bürgern nicht mal mehr ihre verschwörerische Gegenidentität. Der Staat tauchte weg.

Während unter den Augen der Grenzer Westbürger mit Hämmern und Hacken den „Schutzwall“ durchlöchernten und die sozialistischen Symbole aus der schwarzrotgoldenen Fahne schnippten, sammelten die noch amtierenden SED-Machthaber widerstandslos die

PSI automatisiert Energieleittechnik.



Die Abbildung zeigt eine Photographie von Sasha Stone: „Hochspannungs-Isolatoren“, ca. 1926. Berlinische Galerie, Photographische Sammlung.

Die Leittechnik hat zentrale Bedeutung für die Sicherung und Optimierung der Versorgung mit Elektrizität, Gas, Öl und Wasser. PSI entwickelt hierfür zukunftsweisende Konzepte, realisiert die komplette Software, liefert die erforderliche Schulung und garantiert eine langfristige Betreuung.

Mit 450 Mitarbeitern ist PSI eines der führenden Unternehmen im Bereich der Automatisierung von technischen und organisatorischen Prozessen.

PSI Gesellschaft für Prozeßsteuerungs- und Informationssysteme mbH: Berlin, Aschaffenburg, Velbert und Alphen/NL, Baden/A. Wenn Sie mehr über uns wissen möchten, dann schreiben Sie bitte an: PSI, Kurfürstendamm 67, 1000 Berlin 15.



Für die Zukunft PSI.

Reste jener „Wahnidee“ ein, so die Ost-Berliner *Neue Zeit*, mit der Erich Honecker und seine Mannschaft der DDR nach der „Staatswerdung“ auch eine eigenständige nationale Identität verordnen wollten. Kulturminister Dietmar Keller beerdigte die „einheitliche sozialistische Nationalkultur“, der Direktor des Museums für Deutsche Geschichte, Kurt Wernicke, schloß seine Jubel-Ausstellung „Unser sozialistisches Vaterland“ mit der flotten Beiläufigkeit, mit der im Westen ein Betriebsfaktotum in den Ruhestand verabschiedet wird.

Seine bisher richtungweisende DDR-Darstellung sei leider, sagte SED-Genosse Wernicke ohne Anzeichen von Zerknirschung, „auf eine Person sehr zugeschnitten“ gewesen, „nicht allein durch unser Zutun“. Vielmehr hätten „gedungene Schreiberlinge alles immer positiv dargestellt“.

Das, würde Erich Honecker gesagt haben, ist der Fakt: Selbst die sozialismugläubigsten DDR-Bürger sind aus ihrer Geschichte gefallen. Die Menschen, die sich festzuhalten scheinen an den kraftvollen Dialekten ihrer Heimatregionen Mecklenburg, Sachsen oder Thüringen – selbst berlinert wird im Ostteil der Stadt deftiger als im Westen –, wandern derzeit durch ihre Hauptstadt, vorbei an den Prunkbauten preußischer und sozialistischer Herrlichkeit, als irrten sie durch die Kulissen längst abgesetzter Stücke.

Ist denn gar nichts geblieben?

„In 40 Jahren kann das Gros einer Bevölkerung nicht in totaler Ablehnung des Staates, dem es zugehört, und seiner Ideologie leben“, glaubt der Münchner Historiker Christian Meier, beileibe kein verbohrt linker, gar marxistischer Intellektueller. Doch mit seiner These, dem Verfassungspatriotismus der Bundesrepublik korrespondierende in der DDR „die identitätsverbürgende Rolle der Idee des Sozialismus“, würde er heute selbst bei SED-Genossen auf Skepsis stoßen. Für ein Gespräch mit der Mehrheit der DDR-Bürger über diese frevlerische Ansicht bräuchte er wohl Saalschutz.

In der Tat würden Westbesucher – ungeübt, die vielen, oft beredten Formen des Schweigens zu durchbrechen, mit denen ihre Landsleute dieses Thema zudecken – kaum Anhaltspunkte für Meiers These entdecken, stießen sie nicht fortlaufend auf irritierende Gegensätze: Da schlägt eine oft arglose, manchmal träumerische Art, vom Leben zu erzählen, abrupt um in knallhart pragmatische Redeweise. Gerade noch weisen die DDR-Freunde verächtlich alles Politische von sich, als schmutzig und ihrem Leben fern, da verblüffen sie mit detaillierten Kenntnissen über frühere Fünfjahrespläne und die jüngste Kohl-Rede. Unvermittelt rutschen

sie von stolzer Beschreibung eigener Findigkeit in tiefste Niedergeschlagenheit ob ihrer Unfähigkeit, den Herausforderungen des Lebens gewachsen zu sein.

Ein oftmals pruder Biedersinn, eine altväterische Autoritäts- und Harmoniegläubigkeit, eine böse und verbohrte Fremdenfeindlichkeit, vor allem gegenüber den „Pollacken“, paart sich mit gedankenvoll „tiefen“ humanistischen Idealvorstellungen, mit – in unserem Sinn – oft extrem linken und antifaschistischen Überzeugungen. Ihre Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit in Geldsachen kontrastiert mit überraschend ungeniert formulierten Bitten, ja Forderungen, um „Sachen“ und Sachleistungen.

Solche Beobachtungen scheinen auf ein Doppelleben hinzudeuten. Und tatsächlich macht niemand ein Hehl daraus, daß er sich zwar mit dem System notgedrungen arrangieren mußte, daß Familie, Freunde, Sport und Hobbys aber den bedeutsameren Inhalt seines Lebens darstellen. Diese „Nischengesellschaft“ hat Günter Gaus schon 1983 beschrieben. Ihr für junge Westdeutsche befremdlich altfränkischer Häkeldecken-Charme und der hausbacken ordentliche Ehe-Umgangston aus unserer Zeit vor '68 – zieh die Schuhe aus, bevor du ins Wohnzimmer gehst, rück das Kissen gerade; ja, Mamachen – scheint auch in der Millionenmetropole Berlin heute noch der Regel näher als der Ausnahme zu sein.

Freilich hatte der langjährige Bonner Vertreter in der DDR schon damals dem „Staatsvolk der kleinen Leute“ deren politikresistente Selbsteinschätzung nicht



Ausstellung „40 Jahre DDR“: „Alles immer positiv“

geglaubt: „In den privaten Winkeln sind im Laufe der Jahrzehnte mehr Fakten, Vorstellungen und Maßstäbe des real existierenden Sozialismus heimisch geworden, als allen Nischenbewohnern immer bewußt ist.“

Inzwischen ist eine junge Generation aus ihren Nischen herausgedrängt – gegen die Herrschenden erst in den Freiraum der Kirche, dann auf die Straßen oder über die Grenzzäune und Nachbarländer nach Westen. Die geblieben sind, junge wie alte, empfinden – bei aller Faszination, die vom Glitzerleben im Westen ausgeht – ihr Dasein keineswegs nur bedauernswert. Zwei Wochen hat Torsten, 27, Tontechniker bei der Defa, im vergangenen Jahr bei einer westlichen Filmproduktion mitarbeiten dürfen. Er ist des Lobes voll über Präzision, Geschwindigkeit und coole Disziplin, mit der produziert wurde. Aber: „Nee, so möcht' ick nich' leben. Diese Hetze, diese Wichtigtuerei, diese Oberflächlichkeit, nee, det könnt' ich nich'. Wir haben Teim, wat brauch'n wa Manneh.“ 1500 Mark-Ost verdient er im Monat in seinem Job, 40 Mark zahlt er für seine Wohnung, arbeitslos kann er nicht werden. Nun darf er reisen – „was will ich mehr“.

Und der Kellner, der in einer Bar um 23.30 Uhr die Flaschen wegräumt, obwohl einige Leute noch weiterzechen wollen, denkt offenbar ähnlich. Das könne er sich im Westen aber nicht erlauben, schimpfen die Gäste. „Deshalb bleibe ich ja auch hier“, erwidert er.

Karsten, der zwar auch nörgelt, weil er tagelang vergebens kreuz und quer durch Ost-Berlin gefahren ist, um für

geschenkte 2000 Mark endlich die ersehnte Waschmaschine zu kaufen, und immer nur „Hamwanich“ hörte, empfindet die geruhsame Lebens- und Arbeitshaltung als eine der „Errungenschaften“ seiner Republik, wie Subventionen und soziale Absicherungen.

Der kleine Stolz auf das Selbstgeschaffene, auf „menschliche Wärme“ und „tiefere“ Beziehungen ist indes durch die jüngsten Westkontakte arg geschmolzen. Zum erstenmal betrachten viele DDR-Bürger ihre Lebenswelt mit westdeutschen Augen. Sie haben geguckt, gefragt, erlebt – viele entdecken neben der Konsumprasserei auch erstmals Sozialgesetze in der BRD. Und immer öfter sind sie in bleiernes Schweigen weggesackt. Nun mischen sich Wut über den eigenen Sauladen mit nackter Verzweiflung zu jener brisanten Stimmung, aus der die Rufe nach „Wiedervereinigung“ aufsteigen. „Nichts, aber auch gar nichts haste, was steht nach 40 Jahren“, hadert Borsig-Arbeiter Ludwig, 58, mit seinem Leben und der Republik, „det will mir einfach nicht in den Kopp.“

Zweifel und Mißtrauen beginnen bei vielen sogar den Rest jener tiefen Überzeugung anzunagen, mit der sich vor allem die jüngeren Generationen im Lande festhalten: daß die DDR dem Westen wenigstens an moralischer Qualität überlegen sei. Dieser Glaube wurzelt in der antifaschistischen Tradition der DDR stärker als in dem Anspruch, eine sozialere und menschlichere Gesellschaft zu sein. „Daß wir das bessere System sind, daran habe ich nie gezweifelt. So bin ich aufgewachsen“, sagt der Student Tobias.

Aber die Enttäuschung über die „verdorbenen Geisse“ hat auch eine Diskussion über die Gründungslegende vom

* Im Ost-Berliner Museum für Deutsche Geschichte; inzwischen geschlossen.



„Treibhaus“-Ausstellung
„Und ändere es täglich“

antifaschistischen Geist der DDR in Gang gebracht.

„Millionenfaches schlechtes Gewissen“ von Nazi-Mitläufern habe es nach dem Kriege ermöglicht, sagt der Filmregisseur Frank Beyer, daß die authentischen Antifaschisten der ersten DDR-Generation mit Methoden das Land verinnahmen konnten, die das Volk von den Nazis nur allzu gut kannte – mit dem Stalinismus. Beyer: „Dieselben Kommandostrukturen, das laute Eigenlob, dasselbe Gepränge und Brimborium und vor allem der Meinungsterror gegenüber Andersdenkenden.“ Dokumentarfilmer Konrad Weiß, 38, Sprecher der Bürgerbewegung „Demokratie jetzt“, spannt den Bogen noch weiter – von Wilhelm zwo bis zur Gegenwart.

Daß aber die „neuen Energien“, die sie aus der Verarbeitung der Vergangenheit fließen sieht, je freigesetzt werden, ist wenig wahrscheinlich. Wem kämen derzeit noch Selbsterforschung und Trauerarbeit in den Sinn? Der beginnende Wahlkampf hat sich zur zweiten Phase der Revolution verschärft.

Angst und Wut reißen viele Menschen wieder aus ihrer Lethargie. Erst jetzt scheint ihnen gedämmert zu haben, was es wirklich bedeutet, daß ihre Meister, Professoren, Abteilungsleiter, Streifenpolizisten, Leitartikler und Fernsehmacher alle noch da sind. „Die warten doch nur darauf, das Maul wieder aufreißen zu können“, fürchtet die Lehrerin Karin, die ihren alten SED-Direktor in Lauerstellung erlebt. Viele sind – weil sie um

Erst recht freilich ist es keine Überraschung für solche mißtrauischen DDR-Bürger wie Wolfgang aus Treptow, die niemandem nichts mehr glauben im politischen Bereich, und der SED schon gar nichts. Er weiß sofort, wer das sowjetische Ehrenmal in seiner Nachbarschaft beschmiert hat, da braucht er keine Indizien: „Die Stasi sichert sich ihre Arbeitsplätze.“

Nicht, daß es Neo-Nazis in der DDR nicht gäbe. Doch der propagandistische Aufwand, mit dem die Staatspartei dann die abgegriffenen Parolen wieder in Umlauf bringt, der vertraute Stil, mit dem sie ihre „Massen“ zur „Kampfdemonstration“ zusammentrommelt vor dem besudelten Ehrenmal in Treptow – das alles läßt keinen Zweifel daran, daß die

Honecker-Erben die Antifa-Entstehungslegende der Republik für den Wahlkampf auszuschlachten begonnen haben. „Gegen Wiedervereinigung und braune Pest“, heißt es auf Plakaten und: „Für eine starke SED-PDS, die größte antifaschistische Kraft der DDR.“

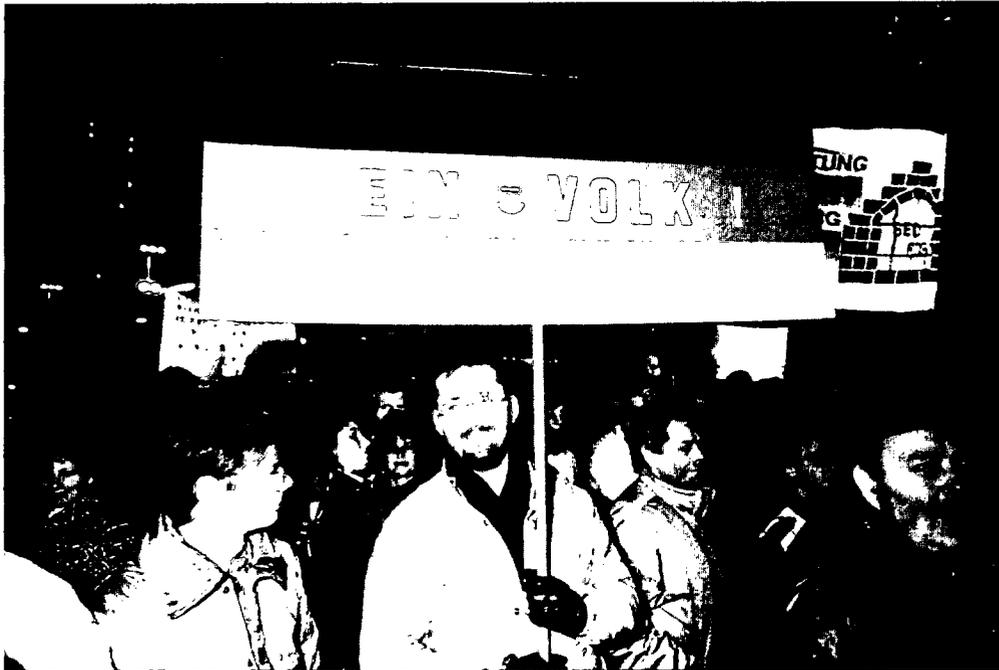
Die DDR-Opposition und Politiker und Presse in der Bundesrepublik reagieren nicht minder hysterisch – so, als sei die SED schon heute Sieger der Wahl vom 6. Mai. Vielleicht aber wird sich gerade die Massenmobilisierung von Treptow im nachhinein einmal als der schwerste taktische Fehler der neuen SED-Spitze herausstellen.

Denn plötzlich hat die ungebrochene Dominanz ihrer Herrschaft im Lande, bis dahin nur als lauernde, aber eher anonyme Gefahr von den DDR-Bürgern gefürchtet, wieder eine provozieren-

de physische Präsenz bekommen – fast so wie während der Jubelfeier zum 40. Jahrestag der DDR.

Und daß sich dabei ausgerechnet die Schläger und Schnüffler von der Stasi wieder in den Vordergrund schieben, jene verhassten Turnschuh-Figuren, die nahezu jeden DDR-Bürger durch bloßes Auftauchen in Wut versetzen, reizt aufs neue zur Gegenmobilisierung. Aufmärsche, Warnstreiks, Sturm auf die Stasi-Zentrale. Die Stimmung driftet vom Thema „Wiedervereinigung“ scharf gegen die Staatspartei. „SED- und Stasimacht haben noch nicht Schluß gemacht“, skandieren Demonstranten.

Aufs neue greifen die Muster vom Oktober. Nicht für, sondern gegen etwas findet das DDR-Volk zu einem Wir-Gefühl. Und die gesellschaftliche Sprachlosigkeit, hinter der sich mancherlei sehr unterschiedliche Beschwerden verbergen,



Montagsdemonstration in Leipzig*: Den Krieg allein verloren?

Nur allzu schnell hätten „Väterchen Stalin und seine Hofschranzen“ Kaiser und Führer abgelöst. „Die Deutschen, wir Deutschen durften wieder Untertanen sein. Viele sind es bis heute geblieben.“

Das Wort „Trauerarbeit“ fällt in den ersten Wochen nach der Revolution in intellektuellen und kirchlichen Kreisen oft. Es ist aber heute in der DDR so unpopulär wie in den fünfziger Jahren bei uns. Der jungen Pastorin, die beim Besuch Außenminister Genschers in der Marktkirche von Halle sagt: „Wir haben mitgemacht, schuldig sind wir geworden“, schwillt unwilliges Gemurmel entgegen. Aber sie läßt sich nicht beirren: „Wir sind ein Stück verkrüppelt und gezeichnet. Diese Verletzungen gehören zu unser aller Leben. Wir tragen an einer kaputten DDR-Identität.“

* Am 15. Januar.

ihre Existenz kämpfen – entschlossener auf SED-Linie denn je, die meisten noch auf der alten.

Das kann keine Überraschung sein für den, der Ende vergangenen Jahres in den täglichen Funktionärsdiskussionen im düsteren ZK-Gebäude am Werderschen Markt miterlebt hat, wie nach einem ersten Schock, der die Wut voll auf die „Verräter“ an der Spitze ablud, die SED-Genossen zu ihrer alten Sprache zurückfanden: „Gegen Scharfmacher muß mit allen Mitteln der Staatsmacht durchgegriffen werden“ ... „auch wenn wir jetzt in Demokratie machen“ ... „1945/46 waren wir nicht so zimperlich“ ... „Die augenblickliche Schwächeperiode darf uns nicht hindern, unseren höheren Prinzipien zu folgen.“ Der Stalinismus lebte nicht nur in Wandlitz, sondern nistet in allen Etagen der Partei.

nimmt noch einmal physisch Gestalt an. Wieder tritt die „zweite Realität dieses Landes“ – wie es Rainer Schedlinski formuliert hat – „aus der Konspirativität des Hinterkopfes auf die Straße“.

Daß die Metapher, unter der sich der emotionale Stau gegen die verhaßte SED dieses Mal entläßt, „Wiedervereinigung“ heißt oder „Deutschland“, ist freilich weder zufällig noch glücklich. Sie läßt ja nicht nur die rechten und reaktionären Kräfte der Bundesrepublik zur Einmischung ein und stößt viele Linke – in beiden deutschen Staaten – ab. Sie macht auch die Träume vieler Oppositionspolitiker zunichte, die Bürger in positiver Identität mit einer eigenständigen DDR zu versöhnen.

Oder sollte das – grotesk genug – ausgerechnet unter dem Schlagwort „Wiedervereinigung“ gelingen? Sicher ist, daß viele DDR-Bürger nicht oder nicht nur in nationalistischer Verblendung ihr „Deutschland, Deutschland“ in die kalten Winternächte hinausbrüllen. Das „über alles“ hängen zumeist nur die Republikaner an.

Vergebens hat die Schriftstellerin Helga Königsdorf bei einer Vorbereitungs-sitzung zum neuen SED-Statut in Ost-Berlin ihre Genossen aufmerksam zu machen versucht: „Deutschland, einig Vaterland – solche Rufe entstehen auch aus der Not der Arbeiter, die auf ihre Produkte nicht stolz sein können.“ Fast ebenso vergebens mahnt die in Hamburg lebende DDR-Schriftstellerin Monika Maron ihre linken Freunde in Westdeutschland und in der DDR-Opposition, hinter dem Einheitsgeschrei ihrer Landsleute „nicht nur eine nationale, sondern auch eine soziale Forderung zu sehen“. Oder wie es der Ost-Berliner Tontechniker Torsten drastisch ausdrückt: „Die Großkotze da drüben, die sich jetzt ärgern, daß wir ihnen die Parkplätze wegnehmen, tun so, als hätten wir den Krieg vor 45 Jahren allein verloren.“

Auch dem nachdenklichen Grafiker Reher, dem angesichts des Einkaufstau-mels seiner Landsleute unter seinem Fenster eine Weile „die SED geradezu als idealistisch“ erschienen war, mißfällt das Alarmgeschrei gegen „die Rechten“, das auch in der Akademie der Künste ausgebrochen ist. „Dahinter ist ein falscher Ton, da müssen wir aufpassen.“

Reher hält sich insofern für einen typischen DDR-Menschen, als er es versteht, aus allen Umständen das Beste zu machen. Klar, er ißt gern Hummer. Aber wenn es keinen gibt, dann mampft er eben Bockwürste. Und so versteht er auch die „Deutschland“-Rufe seiner Landsleute: „Früher wollten sie reisen, jetzt wollen sie Einheit. In Wahrheit wollen sie ehrlich reden und anständig leben.“

Und dagegen steht noch immer die alte SED.

Sexualität

Borodies uff Ärden

Die Freigabe des Reiseverkehrs weckt Aids-Ängste in der DDR. Jetzt wollen Bonn und Ost-Berlin bei der Aufklärung über die Seuche kooperieren.

Noch im Herbst verwiesen DDR-Offizielle stolz auf einen Erfolg von Weltniveau. Gerade 16 Bürger des Mauerstaates waren damals an Aids erkrankt, während in Westdeutschland bereits 4039 registriert waren.

Seit der Öffnung der Grenzen ist für die Ost-Berliner Seuchenexperten eine neue Ära angebrochen. „Natürlich“, warnt Professor Rüdiger von Baehr, Aids-Fachmann an der Ost-Berliner Charité, „steigt damit das Risiko für unsere Bürger, sich zu infizieren.“

Denn viele Besucher aus der DDR reisen nicht nur der Bananen wegen gen Westen, Bundesdeutsche fahren nicht nur zum Kaffeetrinken nach drüben. Über die Grenzen rolle, glossierte die *Hamburger Zeit*, gegenwärtig auf breiter Front eine „erotische Invasion“. Zur Wende in Ost-Berlin zitierte das Blatt den Schriftsteller Peter Weiss: „Was wäre schon diese Revolution / ohne eine allgemeine Kopulation.“

„Niemals macht ein Virus an einer Grenze halt“, hatte schon Ende letzten Jahres der Aids-Berater der DDR-Regierung, Professor Niels Sönnichsen, gemahnt: „Es kommt immer durch“ – und das gilt erst recht, wenn die Grenze durchlässig ist.

An Ansteckungsmöglichkeiten mangelt es nicht. Manch ein Besucher aus dem Osten investierte gleich im November sein Begrüßungsgeld bei drogenkranken Prostituierten in der West-Berliner Kurfürstenstraße. Wenige Straßen weiter schaffen neuerdings DDR-Mädchen an, zum Teil Ost-West-Pendlerinnen, die zum Ärger der eingeseesenen Konkurrenz zum halben Preis und, von Aids-Ängsten völlig unberührt, ohne Kondom arbeiten.

Eine „Wiedervereinigung des Fleisches“ (*Die Zeit*) vollzieht sich auch vielerorts entlang der einstigen Zonengrenze. In den Kneipen und Diskotheken von Schwerin entdeckte die *Hamburger Morgenpost* massenhaft West-„Trendys“, die sich bei der „erlebnishungrigen Weiblichkeit“ in „kreativem Anbaggern“ üben und die mit ein paar Scheinen rasch zum „König der Nacht“ werden. Aus dem Süden meldete die Münchner *Abendzeitung* „Ärger in der DDR über Casanovas aus Bayern“ und ließ einen Grenzbeamten zu Wort kommen: „Ein Westauto mit schicken Jungs kann für die DDR-Mädchen schon ein Anreiz sein.“

Bundesdeutsche Medien tragen, jeweils auf ihre Weise, zur Förderung des



Januar-Playmate Anja aus Magdeburg: „Beim Trabi hat man da so seine Probleme“